

Hier zwei junge Völker — dort veralteter Völkerbund.

London, 14. April. Die „Times“ veröffentlicht eine von mehreren bekannten Politikern verschiedener Parteien unterzeichnete Zuschrift, in der zur Frage der Reform des Völkerbundes Stellung genommen und hierbei besonders das Sanktionsproblem berücksichtigt wird. Die Unterzeichner erklären es für die dringende Pflicht des Völkerbundes, praktische Vorschläge zur Beseitigung der Hauptursachen eines internationalen Konfliktes zu formulieren. Solange der Völkerbund nicht mit einigen Erfolgsaussichten an diese Aufgabe herantreten sei und solange er nicht über eine allgemeine Mitgliedschaft verfüge,

würde eine Verstärkung des Sanktionsystems nicht nur die Wahrscheinlichkeit eines Krieges vergrößern, sondern die Verwandlung jedes regionalen Krieges in einen Weltkrieg und letzten Endes die völlige Zerstörung des Völkerbundes bedeuten.

Diese Zuschrift an die „Times“ richtet sich in erster Linie gegen die Forderungen des zur Zeit in England durchgeführten und vom englischen Völkerbundsverband, aber auch von der kommunistischen Internationalen unterstützten sogenannten „Friedensfeldzuges“. Von diesen Kreisen ist ausdrücklich die Ergreifung militärischer Sanktionen im Notfall gefordert worden.

Die Unterzeichner der Zuschrift erklären nun, die gegenwärtige internationale Spannung und Krise sei zweifellos in der Hauptsache darauf zurückzuführen,

daß der Völkerbund nicht in der Lage gewesen sei, irgendeines der gegenwärtigen Weltprobleme zu lösen.

Er sei unfähig gewesen, die Grenzen, die zugegebenermaßen „ungeeignet“ seien, abzuändern, den wirtschaftlichen Nationalismus zu mildern oder die Rüstungen zu begrenzen.

Er sei ebenso unfähig gewesen, Deutschland, selbst als dieses noch eine Republik gewesen sei, die Gleichberechtigung zu gewähren, die sein natürliches Recht sei.

Die von gewissen Kreisen erhobene Forderung, England solle sich nicht nur auf wirtschaftliche, sondern auch auf automatische militärische Sanktionen festlegen, anstatt den Völkerbund zu einem Faktor der Gerechtigkeit unter den Nationen auszugestalten, bedeute daher lediglich, die Gefahr einer Explosion zu vergrößern.

Eine solche Politik, so heißt es in der Zuschrift weiter, müsse unvermeidlich dazu führen, die Welt in zwei große militärische Bündnisysteme aufzuteilen, von denen das eine den Status quo unterstützen, das andere aber seine Revision fordern würde. Eine Reform des Völkerbundes könne nicht darin bestehen, ihn in ein internationales Kriegsministerium zu verwandeln. Er müsse vielmehr darauf abzielen, zu beweisen, daß der Völkerbund ein wirksames Instrument für die Ausöhnung, die Beilegung internationaler Streitigkeiten durch friedliche Mittel und die Beseitigung von Kriegursachen sei.

In einem Leitartikel unterstützt die „Times“ die in der Zuschrift enthaltenen Vorschläge. Das Blatt schreibt u. a., daß sich die universale Völkerbundsaktion auf die Annahme gestützt hätte, daß der Völkerbund auch eine universale Mitgliedschaft bestünde. Nachdem es aber klar geworden ist, daß die kollektive Sicherheit durch die Unvollständigkeit des Völkerbundes stark bedingt wurde, könne man den unbedingten Charakter der Strafklauseln nicht mehr aufrechterhalten. Unter den heutigen Umständen würde irgendein unbegrenzter Versuch, die Strafklauseln in Kraft zu setzen nicht nur nicht den Frieden sicherstellen, sondern den Krieg garantieren. Die Maßnahmen, die man einem Angriff entgegenstellen, könnten nicht für jeden Einzelfall und im Voraus festgelegt werden. Es könne lediglich gesagt werden,

daß irgendein Angriff alle dem Frieden verpflichteten Nationen angehe. Die Lage lasse nur zwei Möglichkeiten offen: Die eine sei eine Politik der Verzweiflung, und die andere bestehe darin, den weitestgehenden Gebrauch von der Autorität zu machen, die der Völkerbund rechtmäßigerweise auszuüben hoffen könne. Genes nicht ein Kriegsministerium, sondern ein Außenministerium, das über außergewöhnliche Mittel und Möglichkeiten für eine Ausöhnung verfüge. Ihre Anwendung und Ausschöpfung werde nicht leicht sein, aber es bestünden gute Gründe, um den Völkerbund als ein Instrument zu behandeln, das durch friedliche Mittel für friedliche Zwecke eingesetzt werden könne.

Der andere Weg zur Völkerverständnisung

Dr. Ley über die Politik der jungen Völker.

Rom, 14. April. Reichsleiter Dr. Ley hat bereits am ersten Abend, den er in der italienischen Hauptstadt verbrachte, die Gelegenheit genommen, den Romdeutschen aus der Heimat zu erzählen und über die Eindrücke seiner Italienreise zu berichten. Den von der Ortsgruppe Rom der Auslandsorganisation der NSDAP im „Deutschen Heim“ veranstalteten Abend wohnten Präsident Cianetti und andere italienische Freunde sowie Botschafter v. Hassel bei. Der ganze Abend wurde zu einer

Kundgebung für die deutsch-italienische Freundschaft. „Unsere jähstiftischen Kameraden sollen“, so erklärte Landesgruppenleiter Eitel in seiner Begrüßungsansprache, „fühlen, daß unsere Freundschaft und Jungung von Herzen kommt.“ In mehr als anderthalbstündiger Rede schilderte dann Dr. Ley, häufig von lautem und anhaltendem Beifall unterbrochen, zunächst die schwere Kampfzeit der Bewegung, die bei allen Mitkämp-

fern jenen unerschütterlichen Glauben an den Führer und sein gemaltiges Werk, an das deutsche Volk und seine Sendung geschaffen hat. Dieser Glaube gebe eine unbeschränkte Kraftfülle, lenne keine Müdigkeit, ebensowenig wie eine siegreiche Armee bei der Verfolgung des Feindes müde werde. Dann zeichnete der Reichsleiter die Wiedergeburt des deutschen Volkes unter seinem heiliggeliebten Führer. Im letzten Teil seiner Rede sprach der Führer der Deutschen Arbeitsfront über die herzliche und stürmische Aufnahme und über die tiefen Eindrücke, die er allenthalben in Italien bei der Arbeiterschaft und in den Betrieben erleben konnte.

Der Weg für eine gesunde und vernünftige Zusammenarbeit zum Nutzen aller Völker sei allein der, den Deutschland und Italien heute gehen und den ihre Führer gewiesen haben. Die jungen Völker wie Italien und Deutschland haben die internationalen Fesseln des Versailleser Vertrages und des Judentums gesprengt.

Das jähstiftische Italien und das nationalsozialistische Deutschland teilen die Welt nicht mehr in reiche und arme Völker, sondern ihr neuer Standpunkt sei gleicher Glaube, gleiche Ideale, gleicher Geist, unter zwei gleichwertigen Führern, Männern voll Kraft und Größe, die in der Lage sind, im Volk auch den Letzten mit dem gleichen Willen zu befehlen und die marxistische Pest zu überwinden.

Reichsleiter Dr. Ley schloß mit dem Gelöbnis eines unerschütterlichen Gehorsams, eines unbändigen Glaubens und eines heiligen Fanatismus bei dem Einsatz für das Werk des Führers und grüßte die Führer der beiden Länder, Adolf Hitler und Benito Mussolini, mit einem dreifachen Siegfel, das begeistert aufgenommen und durch die Nationalhymnen bekräftigt wurde.

Deutschlands Auslandsverschuldung noch 11 Milliarden.

Reichsfinanzminister v. Krosigk in Kopenhagen.

Kopenhagen, 13. April. Reichsminister der Finanzen Graf Schwerin von Krosigk sprach am Dienstag vor der deutsch-dänischen Kulturvereinigung in Kopenhagen über deutsche Finanz- und Wirtschaftsverhältnisse.

Nach einleitenden Worten über Wesen und Aufgaben der deutschen Finanz- und Währungs politik behandelte der Minister die Lage, in die Deutschland durch die sinnlose Nachkriegspolitik geraten sei, die seinen Lebensraum abgeschnürt und die Grundlagen seiner wirtschaftlichen Betätigung zerstört habe. Er führte aus,

daß die beim Zusammenbruch der Reparationen übriggebliebene Auslandschuld von etwa 22 Milliarden Reichsmark auf dem an sich gegebenen Wege, nämlich durch die Leistung zusätzlicher Güter und Dienste, nicht abgetragen werden konnte.

Das gleiche müsse auch für die noch jetzt bestehende Auslandsverschuldung angenommen werden, die zur Zeit etwa die Hälfte der obengenannten Summe ausmache. Deutschland könne die Schwierigkeiten für seinen Außenhandel oder seine Rohstoffversorgung nicht durch einseitige Handlungen z. B. monetäre Maßnahmen, beseitigen. Es sei nicht nur mit der zu hohen Auslandsverschuldung belastet, sondern besäße auch keine Gold- und Devisenreserven zum Aufbau des bestehenden Schutzsystems.

Der Minister schilderte, wie Deutschland sich auf die Verschärfung der Weltwirtschaftslage eingestellt habe, schilderte den Neuen Plan Dr. Schachts sowie Notive und Tendenzen des Vierjahresplanes und gab seiner Hoffnung Ausdruck,

daß Deutschland durch technische Vervollkommnung bestehender und Erschließung neuer Rohstoffquellen im eigenen Land einen Beitrag zur Lösung des Weltproblems gerechterer Verteilung der Rohstoffgrundlagen liefern und dadurch dem wirtschaftlichen und politischen Frieden der Welt dienen würde.

Der Minister ging sodann auf die Unmöglichkeit ein, die die Wiederheringeleitung der Produktion in Deutschland mit sich gebracht hätte, und wies auf die finanz- und kreditpolitischen Maßnahmen und Erfolge, die sich hieraus ergaben, hin. Diese Erfolge seien nicht auf ein „Wunder“, sondern auf die einheitliche Lenkung und den zielbewußten Einsatz der vorhandenen Kräfte und Möglichkeiten zurückzuführen. Trotz der neu hinzutretenden riesenhaften Aufgabe, der Wiederherstellung Deutschlands und der dadurch bedingten neuen Spannungen sei die Kreditausweitungsgrenze nicht überschritten worden. Diese Grenze sei bedingt durch die Steigerungsfähigkeit der Gesamtproduktion, Verbrauchs- und Arbeitskraft des Volkes, aber auch durch die Entschlossenheit, eine neue Inflation zu vermeiden. Gegenüber den Gegenwartserfolgen vergäße Deutschland die Zukunftsprobleme nicht.

Eine bessere Rohstoffverteilung könne wesentlich zur Milderung der Spannungen beitragen; praktische Lösungen im Wege vernunftgemäßen Meinungsaustausches sollten gefunden werden.

Der Reichsfinanzminister schloß seine Ausführungen mit einem Appell, der deutschen Lage Verständnis entgegenzubringen, da ohne gegenseitiges Verständnis wirklicher Friede in der Welt nicht möglich sei. Deutschland wolle sich als gleichberechtigte Nation im friedlichen Wettbewerb mit anderen Völkern einen angemessenen Lebenspielraum sichern. Wenn auch die Methoden umstritten seien, das Ziel selbst könne nicht beanstandet werden.



Ein Roman aus der Inflationzeit von Paula König (Nachdruck verboten.)

Bis die eigenen Möbel kommen, fühlen sich Olaf und Marianne in dieser staubigen, fremden Atmosphäre geradezu unglücklich. Aber dann geschieht wieder das reine Wunder, als endlich ihre Sachen da sind. Der alte Teppich, die Stühle, die Gardinen kommen auf den Boden, und es beginnt ein großes Reinemachen. Dann legen sie den Teppich aus Mariannes Mädchenzimmer; ihr großes schönes Vicherebreit wird aufgestellt; nun ist Marianne's altes Zimmer ganz und gar wieder beisammen, die liebe, gute, alte Chaiselongue und all die anderen Kleinigkeiten aus der ersten Wohnung, Decken und Kissen, Vasen und Bilder, die vielen Bücher — ach, Gott sei Dank, nun können sie wieder atmen, nun ist es ihre Lust!

Olaf hat große Freude an seiner Arbeit. Schon das Gefühl, am rechten Platz zu sein, ist unendlich viel wert. Aber es ist doch eine vollkommen neue Tätigkeit und das Einarbeiten nicht so einfach.

Da ist der ganze Druckerbetrieb, der in all seinen vielen und komplizierten Teilen erfährt und gelangt sein will. Es sind neue Vokabeln zu lernen, wie „Cicero“ und „Korpus“ und „Konpareille“ und hundert andere. Und wie bei allen Vokabeln, so ist auch bei diesen das Wichtigste, daß man weiß, was sie bedeuten. Vor allem sind es die Maschinen, die Techniken, mit denen sich Olaf vertraut machen muß. Er kann nicht an den Rand einer Korrekturfahne großspurig schreiben, wie er es haben will; er muß vorher wissen, ob es sich verwirklichen läßt. Sonst läßt der Setzer über den Laien, und mit seiner Autorität ist es von vornherein aus.

Rein, Olaf ist sehr vorsichtig. Er arbeitet systematisch und intensiv, ehe er darangeht, Vorschriften zu machen. Er arbeitet theoretisch und praktisch; er studiert jede Maschine in der Druckerei, die Bedeutung jedes Nades, jedes Hämmerchens; er gewinnt eine große Liebe zu diesen schwarzen, tickenden, summenben Ungeheuern, die in Sekundenbruchteilen aus flüssigem Blei die fertigen Zeilen hervorzaubern.

Das Schwierigste bleibt, das Material für jede Nummer der neuen Zeitschrift zusammenzubekommen. Denn

es ist doch eben eine ganz neue Zeitschrift, und noch ist nichts eingefahren. Man muß Korrespondenten gewinnen und Mitarbeiter, Mitarbeiter auf wissenschaftlichem, auf wirtschaftlichem und auf schöngelstem Gebiet. Man muß sich einen festen Abonnentenstamm verschaffen und, wichtiger, Inserenten. Gerade dieser Aufbau ist es, der Olaf überaus beschäftigt. Gerade, daß da nichts ist, worauf er setzen kann, keine eingetretene Gleise, in denen er weiterlaufen muß, daß er selbst es ist, der die Gleise anlegt, das ist für ihn das Verlockende.

Und mit jeder neuen Nummer kommt Olaf ein Stückchen weiter. Nun kommen ihm auch seine Beziehungen nach Skandinavien zufluten. Olaf schreibt dem Maler Lindström, der in Stockholm eine „Größe“ ist, ob er ihm nicht dann und wann Zeichnungen schicken wolle für seinen „Deutschnordischen Monat“, an dem er jetzt arbeitet. Ja, Lindström antwortet sofort, er schreibt einen langen Brief, er freut sich, daß Olaf „nähergerückt“ sei und sich wohlfühle, und er schickt ihm gleich einige Zeichnungen mit. Und Freund Olaf solle doch mal Person schreiben, der jetzt bei „Svenska Dagbladet“ sei, der könne ihm gewiß gute Artikel liefern oder Korrespondenten angeden. Olaf bekommt durch seine Beziehungen unverhoffentlich und besonders interessante Strindberg-Briefe (die er fastmiliert). Stibelski, der Schweigeme, schickt ihm einen Reisebrief aus Rom, den er veröffentlichen kann, da er ein Freund seines Vaters ist; und dieser Vater selbst ist ein bekannter und geschätzter Autor, dessen Arbeiten und Aufsätze zu kaufen das Zeitschriftenbaby gar nicht wagen könnte: „Alter Herr, mir zuliebe mußt du es schon zu dem Honorar eines Unprominenten machen!“

Aber zu all diesem, was das Wichtigste an der Zeitschrift ist, kommt Olaf nun seine von Marianne so oft belächelte Genauigkeit zugute. Die Zeitschrift, das heißt vor allem das Sachbild, soll gut aussehen. Marianne staunt immer wieder über die genauen Angaben, die Olaf macht.

Marianne sagt: „Nun, Olaf, ich habe neben dir auf der Schulbank gesessen und all die vielen roten Striche am Rande deiner Vaterarbeit gesehen und die furchtbar große römische V darunter. Mir kannst du so leicht nicht imponieren!“ Ja, so erhaben tut Marianne — dem guten Zweck zuliebe! Aber es ist doch so, daß niemand mehr an Olafs Können glaubt als sie und niemand mehr als sie um sein Können weiß.

Olaf hingegen würde nie zugegeben haben, daß er etwa Gewicht auf das Urteil der kleinen Marianne legt, aber es ist nun einmal so, daß er nur Freude an einer

Sache hat, die auch von dieser so überaus kritischen Dame gebilligt wird.

Wenn es nun meist so zu sein pflegt, daß man gerade dann Anforderungen stellt, wenn man von einer Sache nichts versteht und folglich auch die Leistung nicht wärdivgen kann, so ist es in diesem Fall anders. Marianne hat über wirkliche Wissen hinaus, einen untrüglichen, unbeeinträchtigen literarischen Instinkt, und Olaf weiß das.

Tropfen — oder deswegen — gibt es oft erregte Debatten. Um einen Satz, um ein Wort können sie einen erbitterten Kampf miteinander führen. Dann steht humanistische gegen mathematische Weltanschauung, Sachlichkeit gegen Gefühl, Wissen gegen Instinkt. Vor allem die Tage, an denen die neue Nummer in Druck geht, sind voller Hochspannung. Dann kommen die Korrekturfahnen, und Marianne liest alle Seiten mit, soweit sie die Artikel nicht schon als Maschinenschriftstücke kennt. Vor allem kommt es ihr auf Olafs Aufsätze an, mit denen sie nicht immer einverstanden ist, vielleicht weil sie von ihm mehr als von anderen fordert und erwartet.

Einmal ist sie richtig böse. „Olaf, nun hast du deinen Artikel bereits zum Umbruch gegeben, und ich hatte ihn noch nicht gelesen!“

Olaf ist selber unzufrieden damit, aber es sollte so sehr. Marianne liest den Artikel und sagt: „Olaf, ich bin sehr davon überzeugt, daß du es besser verstellst als ich. Aber man kann nicht Abstand haben zu dem, das eben warm aus der Feder kommt. Und wenn man nicht Zeit hat es liegenzulassen, bis es abgekühlt ist, so muß es eben ein anderer lesen, der den Abstand hat.“

„Also?“ fragt Olaf.

„Also“, sagt Marianne, „kann dieser Artikel ummäßig sich hinsetzen.“

Olaf sagt: „Ach was! Die Nummer muß heute fertig gemacht werden, du darfst nicht zuviel auszusprechen haben.“

Marianne liest es noch einmal, aber über einen ganzen Absatz kommt sie nicht hinweg. „Olaf, du mußt diesen ganzen Absatz ändern.“

Olaf ist wütend. Unfinn, nun ist zu spät. Und ihm scheint er auch gar nicht unmöglich. Er ist vielleicht nicht ganz so durchgearbeitet wie sonst, das gibt er zu, aber schließlich ist niemand immer gleich auf der Höhe: es ist also auch einmal so.

(Fortsetzung folgt.)

